

Jahrgang 25

 Die ukunft 

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Vor dem blauen Thor	381

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1917.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 34, Fernspr. Lützow 7724.**

Alleinige Anzeigen-Annahme der Weichenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstejn,** Berlin SW 68, Markgrafstr. 59, Fernsprecher Amt Zentrum 10 899 u. 10 810.

WEIN-STUBEN-HUTH

BERLIN W

Weinstuben **Mitscher** **Vorzügliche Küche**
Krebse
Französische Strasse 18

Berlin-Weinrestaurant Willys-Berlin

Frühstück von 12—4 Uhr :: Fünf-Uhr-TEE :: Abends n. d. Karte

Vornehme
Konzerte.

Kurfürstendamm 11

Vornehme
Konzerte.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Einrichtungen

Kurfürsten-
damm 235

„Königin“

Kurfürsten-
damm 235

Weinrestaurant I. Ranges

Täglich Konzert

□□

Täglich Konzert

RICHARDS DIELE

FRIEDRICHSTRASSE ECKE FRANZÖSISCHE STRASSE

verbunden mit erstklassigstem Weinrestaurant

Vornehmste Kaffeegedecke

5-Uhr- und Abendkonzerte

Beisammensein erster

Familienkreise

Eintritt frei!

Neue Leitung!



Berlin, den 30. Juni 1917.

Vor dem vierten Thor.

Perfectum.

Friedrich von Preußen schließt das fünfzehnte Kapitel seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges mit den Sätzen: „Am Ende des letzten Feldzuges war Preußen dem Untergang nah, nach der Meinung aller Staatsmänner verloren; da hilft ihm der Tod einer Frau und es behauptet sich durch den Beistand der Macht, die seinen Sturz mit besonderem Eifer erstrebt hatte. Wovon hängen menschliche Dinge ab! Die kleinsten Ursachen bestimmen und ändern das Schicksal großer Reiche. Aller eiteln Klugheit Sterblicher spottet der Zufall.“ Der kommt diesmal im düsteren Pomp des Todes. Am Christtag des Jahres 1761 stirbt Kaiserin Elisabeth von Rußland und ihr Nefse, der Herzog von Holstein-Gottorp, Katharinens Mann, ist, als dritter Peter, Zar aller Ruessen. Drei Monate zuvor ist Pitt von der Leitung des britischen Staatsgeschäfts zurückgetreten, das nun John Stuart Viscount Bute führt. Der will dem Preußen zwar das zum Krieg nothwendige Geld weiterzahlen, seine Heimath aber nicht länger in den Vertrag einschränken, der beiden Staaten den Abschluß eines Sonderfriedens verbietet. Dieser Wunsch nach Verbandslockerung, denkt Friedrich, wird erst durch die Annahme begreiflich, daß Bute selbst einen Sonderfrieden vorbereitet. Gegen solche Gefahr giebt es nur ein Mittel: rasche Verständigung mit Rußland. Aus seinem bres-

lauer Hauptquartier schreibt der König an Peter, der ihn bewundert, einen freundschaftlich klingenden Brief; und kann noch im Februar Andrej Sudowitsch, den Generaladjutanten und Günstling des Zaren, in Breslau empfangen. Dem sagt er, der Krieg zwischen Rußland und Preußen, die kein triftiger Grundentzweie, sei nur die Folge der bösen wiener Ränke und könne morgen schon enden, wenn der Zar nicht Bedingungen stelle, die mit der Herrscherehre des Schwächeren unvereinbar seien. Sudowitsch reist, mit einem Brief des Königs, nach Petersburg zurück; ihm folgt der Gesandtschaftsrath und Oberst Freiherr Bernhard Wilhelm von der Goltz, in dessen „Instruktion“ Friedrich selbst schreibt: „Der eigentliche Zweck Ihrer Sendung ist, den Krieg gegen Rußland zu beenden und es gänzlich von seinen Verbündeten zu trennen. Ueber die Absichten des Zaren bin ich nicht genau unterrichtet. Was ich weiß, dreht sich um zwei Hauptpunkte. Erstens liegen ihm die holsteinischen Angelegenheiten (Dänemarks Weigerung, den Goltorpern die zwei Elbherzogthümer zu geben) mindestens eben so nah am Herzen wie die russischen und zweitens ist er meiner Sache gewogen. Ich brauche kaum noch zu sagen, daß Sie bei jeder Gelegenheit dem Hof Mißtrauen gegen die Oesterreicher und Sachsen einflößen müssen. Ist gar Eifersucht zu erregen: um so besser! Sie können erzählen, mit welcher Arglist die Oesterreicher, um selbst bloße Zuschauer zu bleiben, die russischen Truppen allen Gefahren ausgesetzt haben und welche schmähtliche Mittel sie in der Politik für erlaubt halten. Weisen Sie vor Allem darauf hin, daß die Oesterreicher 1747 Holstein dem Großfürsten (der jetzt Zar ist) und zugleich den Dänen garantirt haben. Ich rathe, klug und umsichtig zu handeln, jedes Wort abzuwägen, sich mit aller Welt anzufreunden, mit keinem wichtigen Menschen zu verfeinden und alles zur Knüpfung eines festen Bundes Mögliche zu thun.“ In Bangniß harret Friedrich der Antwort. Russische Truppen stehen in der Provinz Preußen, die von Frankreich und Oesterreich dem Zaren zugesagt ist: wird der neue Herr darauf verzichten und einen für Preußen leidlichen Frieden gewähren? Schön aber hat Peter zu seinen Bundesgenossen gesprochen. In einer den Gesandten Frankreichs, Oesterreichs, Sachsens und Schwedens zur Versendung übergebenen Note heißt es: „In tiefer Betrübniß steht der Kaiser, daß der seit Jahren währende, allen von ihm berührten Mächten

furchtbar beschwerliche Kriegsbrand noch weiter um sich greift und der ganzen Menschheit zu Leid und Plage wird. Da die Waffenentscheidung ungewiß war und ist und das Menschengesühl Seine Kaiserliche Majestät drängt, alles zur Schonung unschuldigen Blutes Erdenkliche zu thun, ergeht hiermit an Rußlands Bundesgenossen die Bitte: bedenken zu wollen, daß Gottes Erstes Gebot alle Monarchen zur Erhaltung der ihrer Hut anvertrauten Völker verpflichtet, und deshalb alle Kraft zur Wiederherstellung des Friedens aufzuwenden, der unseren Reichen und dem ganzen Erdtheil so unermesslich werthvoll und so nothwendig ist. Um diesem Zweck zu dienen, ist der Kaiser bereit, auf das von den russischen Waffen Eroberte zu verzichten: in der Hoffnung, daß auch seine hohen Bundesgenossen den Segen des Friedens, der Ruhe allem Gewinn vorziehen werden, den der Krieg ihnen aus neuen Strömen unschuldigen Menschenblutes bringen könnte.“ Kennt Fröh die Note? Er müht sich, Peter (den er in seinem Werk über den Kriegsverlauf wie einen Halbgott feiert) in freundliche Stimmung zu schmeicheln, von Englands Gesammtfriedensplan abzuschrecken: und jauchzt, da ihm der Zar eine Abschrift von Butes (dem Preußenstaat ungünstigen) Vorschlag schickt. Wird Peter sich aber halten? „Briefe aus Petersburg melden eine aufsteigende Verschwörung, die dem Ausbruch nah sei und deren Anzetteler in tiefster Stille und Verborgenheit geschäftig arbeiten. Um den Kaiser persönlich verhaßt zu machen, ließen sie austreuen, er plane einen Krieg gegen Dänemark, an dem Rußlands Volk nicht das geringste Interesse habe.“ Fröh warnt; läßt Goltz und Schwerin die Warnung wiederholen und empfiehlt feierliche Krönung in Moskau, die, nach ehrwürdiger Ueberlieferung, dem Gossudar erst die Himmelsweihe gebe. Peter antwortet: „Die Ceremonie der Krönung würde viel Geld kosten, das ich besser gegen die Dänen verwenden kann. An ihnen muß ich die Kränkung rächen, die sie mir und meinen Ahnen bereitet haben. Und es darf nicht heißen, das Russenheer habe für mein Hausinteresse gekämpft, ohne mich an seiner Spitze zu sehen. Um mich brauchen Sie nicht besorgt zu sein. Die Soldaten nennen mich ihr Väterchen und sagen, sie wollen lieber dem Befehl eines Mannes als eines Weibes gehorchen. Durch die Straßen Petersburgs gehe ich allein und zu Fuß. Der Plan, mir Uebles anzuthun, wäre, wenn er bestünde, längst wohl

ausgeführt. Da ich Allen Wohlthat gewähre und mich unter Gottes Schutz stelle, habe ich nichts zu fürchten.“ Der Arme ahnt nicht, daß der ihm toiseindliche Geist, das genialische Haupt der Verschwörung neben ihm thront; und wird zornig, wenn Höflinge andeuten, sein Leben sei bedroht. Kann seine Herrschaft dauern, bis der Friede gesichert, Preußen, am Rande des Abgrundes, gerettet ist?

Langsam tröpfeln die Antworten auf das Rundschreiben an die Bundesgenossen ins weite Reich. Kursachsens Polnische Majestät behauptet, nur als Freund und Waffengefährte Rußlands den Haß und Angriff Friedrichs auf sich geladen zu haben. „Unser alter, großer Verbündeter wird Sachsen, das furchtbare Elend erlitten hat und dem von Preußen ungeheure Summen erpreßt worden sind, nicht in Trümmer sinken lassen. Wir müssen die Rückerstattung des uns Genommenen durchsetzen und die Gerechtigkeit fordert, daß wir von allem Verlust entschädigt werden. Ohne solche Gerechtigkeit aber, darin müssen alle verbündeten Mächte übereinstimmen, wäre der Friede kein Werk, das Dauer verheißt. Dieses große Werk fordert Zeit zum Reifen. Da inzwischen die Bedrückung Sachsens aber unerträglich wird und das Land mit dem Ruin bedroht, würde die großmüthige Freundlichkeit des Zaren aller Reussen sich besonders schön bewähren, wenn sie, durch die Anwendung der Seiner Majestät tauglich erscheinenden Mittel, die schnelle Räumung der sächsischen Staaten und die Einschränkung des Schadens erwirken könnte, von dem Sachsen beim Friedensschluß entschädigt werden muß.“ Oesterreich antwortet: „Ihre Kaiserliche und Königliche Majestät haben stets sehnlich gewünscht, dem Kriegsdrangsal ein Ende zu machen, und verharren noch in diesem Wunsche. Nur müssen die Bedingungen, unter denen dieses Ende möglich ist, der Ehre Ihrer Majestät und dero Verbündeten genügen. Darüber und über das von ihm für die Wiederherstellung des Friedens Geplante müßte des Zaren Majestät sich zunächst noch deutlicher aussprechen.“ Frankreichs Allerchristlichste Majestät ist bereit, jeden Vorschlag zu anständigem und festen Frieden, der den Bundesgenossen, der Ehre und Redlichkeit genügt, willig anzuhören. „Doch würde sie des Verrathes schuldig werden, wenn sie sich in geheime Verhandlung einlasse. Sie will die Gefährten nicht, unter Befleckung ihres Königlichen Namens, verlassen und hofft, daß dero Bundesgenossen den sel-

ben Grundsätzen gehorchen.“ Aus London, von dem Friedrich verbündeten Hof hört Peter den lautesten Ruf zu schnellem Friedensschluß. „Von der Majestät des Kaisers von Rußland hängt es ab, Europa den Frieden zu geben. Unter welchen Bedingungen Das geschehen könne, möchte der König von England erfahren. Daß der König von Preußen, in seiner Lage, nicht mehr hoffen darf, ohne beträchtliche Zugeständnisse Frieden zu erlangen, daß er ihn auf Kosten seines Landbesitzstandes erkaufen muß, wird in London nicht verkannt; und wir haben durch unseren Gesandten in Berlin dem preußischen Minister sagen lassen, daß die Zeit gekommen sei, wo er ernstlich an den Friedensschluß denken müsse, da England nicht, nur Seiner Preussischen Majestät zu Gefallen, einen ewigen Krieg führen wolle. Darauf ist noch nicht geantwortet worden und wir erwarten auch keine Antwort mehr. Der König von Preußen wlegt sich in der Hoffnung auf besonders günstige Stimmung des Zaren und lebt in dem Wahn, seine Wünsche in Petersburg erfüllt zu sehen. Viscount Bute findet diese Hoffnung chimärisch; er betrachtet die Dinge ohne Leidenschaft und Vorurtheil, also nicht nach der Art preussischer Minister, und kann sich nicht vorstellen, daß der Zar seinen natürlichen Verbündeten, insbesondere dem Wiener Hof, den König von Preußen vorziehen werde. Deshalb wünscht er, trotz seiner Sehnsucht nach Frieden, nicht die Zurückziehung der russischen Truppen, die gegen Preußen kämpfen sollen und mit denen der König schon nicht mehr rechnen zu brauchen glaubt. Würden sie zurückgezogen, so könnte der König den Krieg gegen die Kaiserin-Königin (Maria Theresia) noch lange fortführen. Das will England nicht; es wünscht, den König von Preußen vor dem Untergang dadurch zu bewahren, daß es ihn zwingt, von seinen Ländern aufzugeben, was die Vernunft befiehlt, und sich dadurch den Frieden zu erkaufen. Das ist die Absicht des Viscount Bute; er bittet, sie als durchaus geheim zu behandeln.“ Diese Bitte findet in Petersburg kein Gehör. Friß liest, was Bute vorschlägt (und wüthet über die „Schurkerei“). Liest wohl auch Peters Antwort an Maria Theresia. Schon unter dem ersten Peter sei Preußen dem Russenreich befreundet gewesen und der Zar schätze die Freundschaft dieser Macht hoch. „Deshalb hat er sich entschlossen, mit dem König von Preußen nicht nur einen Friedensvertrag, sondern auch ein Bündniß zu schließen, das den Inter-

essen beider Staaten gerecht wird. Ein Friede von der Haltbarkeit des Westfälischen ist jetzt, bei den unbegrenzten Möglichkeiten veränderter Waffnung und bei der Zersplitterung der Absichten, nicht zu erwarten. Damals wurde jedem Partner das Erworbene verbürgt. Jetzt stehen wir vor Ansprüchen, die erst im Krieg aufgetaucht sind. Sie in Einklang zu bringen, wird ungemein schwer sein. In dem Streben, immer mehr Mächte in den Krieg zu ziehen, hat man kaum bedacht, wohin all die vielen Verträge und hastig beschlossenen Abkommen führen könnten. Rußland hat stets die Nothwendigkeit betont, über die verschiedenen Interessen und Ansprüche eine Einigung zu erwirken, ehe eine allgemeine Friedenskonferenz einberufen wird. Nun ist auch noch zwischen England und Spanien Krieg entbrannt; er steigert das Elend und bietet, wenn auch England zur See alle Macht aufwendet, kein Mittel, auf dem Festland den Krieg zu enden. Jeder der in den Krieg gerissenen Höfe scheint abzuwarten, daß ein anderer den ersten Schritt zum Frieden thun werde. Diesen Schritt vermag, aus menschlichem Erbarmen und in Erinnerung an die Freundschaftsbeweise, die der König von Preußen ihm gegeben hat, der Kaiser von Rußland zu thun; vielleicht er allein. Daher kommt sein Entschluß, den das zuvor von ihm Gesagte ahnen ließ.*

Die Note war vom neunten April. Schon am fünften Mai wurde der Friede, sechs Wochen danach das Bündniß Rußlands mit Preußen geschlossen und dem Corps Tschernyschew, das in Thorn stand, befohlen, mit Friedrichs Truppen gegen Oesterreich zu sechten. Schweden sieht seine stärkste Stütze zersplittern und folgt dem russischen Vorgang. Nun meint Peter, der Rache an Dänemark sicher zu sein, und droht, es mit sechzigtausend Russen und sechstausend Preußen zu überfallen, wenn der Dänenkönig Friedrich ihm nicht Holstein herausgebe. Das Dänenheer ist nicht in Bereitschaft und sein Führer, der Franzose Saint-Germain, erpreßt aus Hamburgs Kasse das zum Feldzug nöthige Geld. („Dieses seltsame Vorgehen“, schreibt Friß, „entschuldigten die dänischen Minister mit der Noth, die kein Gebot kennt.“) Er rückt vor Lübeck, schiebt einen Theil seiner Truppen nach Medlenburg und will den Russen die Straße nach Holstein sperren. Doch der Krieg, den Dänemark fürchten muß, wird nicht Ereigniß: denn noch im Juli entreißt Katharina ihrem Mann Rußs Krone. Wer war dieser Peter? Nach Frißens Darstellung das Vorbild königlichen Edel-

finnes. „Er hatte ein großes Herz und edlere, höhere Gesinnung, als man sonst bei Herrschern zu finden pflegt. Die Beschreibung seines Handelns müßte in goldenen Lettern die Kabinete aller Könige zieren.“ Auch Kai:harina ist Partei; aber wir müssen glauben, daß ihre Schilderung der Wirklichkeit näher ist. „Peter war beschränkt, in Gewalthat geneigt, unfähig zu ausdauernder Arbeit, geizig und doch verschwenderisch; er kannte sein Land nicht, haßte und verachtete die Russen und vertraute nur Leuten, die ihm slavisch schmeichelten. Er nahm den Geistlichen den Landbesitz, wollte, besonders im Heerwesen, Alles umstülpen und erneuen, kümmerte sich um kein Gesetz und machte die Gerechtigkeit zur Magd Dessen, der am Meisten bot. Er wollte gegen Dänemark Krieg führen, den Glauben wechseln, sich von seiner Frau scheiden lassen, seine Geliebte (Gräfin Elisabeth Woronzow) heirathen und sich dem König von Preußen verbünden, den er seinen Herrn nannte und dem er den Treueid geschworen zu haben behauptete. All diese tollen Pläne plauderte er bedenkenlos aus. Ein Herrscher, dem Vernunft und Gerechtigkeit nichts gilt und der jede Erinnerung an das Vaterland wie Verbrechen straft, konnte das Reich nur ins Verderben führen. Nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth verbarg Peter seine Freude nicht für eines Augenblickes Dauer. In hellen Festkleidern mußten wir dicht neben der Leiche soupirn. In der Kirche schnitt er allerlei Gesichter, schwahte albernes Zeug und betrug sich, während ihm Alles in Verehrung huldigte, wie ein Harlekin. Hinter dem Trauerwagen, der die Leiche vor die Peter-Paul-Kathedrale tragen sollte, blieb er von Zeit zu Zeit stehen: und rannte, ihn einzuholen, dann so rasch vorwärts, daß die alten Kammerherren nicht folgen konnten und die Schleppe des schwarzen Kaisermantels losließen, die der Wind dann baufachte und aufwirbelte. Das machte dem Kaiser das größte Vergnügen. Schließlich mußte der lange Zug halten, weil die ganze kaiserliche Familie, an deren Spitze Peter schritt, weit zurückgeblieben war. Daß er seine Galakutsche mit der Krone schmückte, gab Uergerniß; er, flüsterte das Volk, der noch nicht getrönt und gesalbt ist, dürste sich nicht unter der Krone zeigen. Die Garde schickte er ins Feld und wollte sie durch seine Holsteiner ersetzen. Als er den Abschluß des Friedens mit Preußen feierte, beschimpfte er mich an der Hofstafel. Den Befehl, mich zu verhaften, nahm er erst zurück, als sein Onkel Georg

ihn auf den Knien darum gebeten hatte. Von diesem Tag an hörte ich auf die Vorschläge, die man mir seit Elisabeths Tod machte. Peter wohnte und soff in Oranienbaum. Dort wurde er verhaftet, zum Verzicht auf den Thron gezwungen und nach Kopscha, einem abgelegenen, aber sehr angenehmen Ort, gebracht.* Der Gefangene schreibt an seine Frau: „Eure Majestät bitte ich, mir zu vertrauen und in Ihrer Güte anzuordnen, daß aus dem Nebenzimmer die Wachposten zurückgezogen werden. Mein Zimmer ist so eng, daß ich mich darin kaum bewegen kann. Sie wissen ja, daß ich immer in der Stube herumlaufe; davon werden mir hier bald die Beine anschwellen. Ferner bitte ich, zu verbieten, daß die Offiziere, auch wenn ich ein Bedürfniß spüre, in meinem Zimmer bleiben. Das ist doch unmöglich. Ich bin mir nicht bewußt, Eure Majestät jemals beleidigt zu haben, und bitte, mich nicht wie einen Verbrecher zu behandeln. Ich werde nichts thun und nichts denken, was gegen Ihre Person oder Ihre Regierung gerichtet ist. Wenn Sie nicht einen Menschen, der schon unglücklich genug ist, umbringen wollen, so haben Sie Mitleid mit mir und lassen mir meinen einzigen Trost, Elisabetha Romanowna Woronzow! Das wird eine der edelsten Thaten Ihrer Regierung sein. Auch meinen Mohren, meinen Hund und meine Violine möchte ich haben. Wenn Eure Majestät mich für einen Augenblick besuchen wollten, wäre mein höchster Wunsch erfüllt. Ich bitte, mit dem von mir Erbetenen mich nach Deutschland zu entlassen. Golt wird es Ihnen gewiß vergelten. Ich empfehle mich Ihrem großmüthigen Gedächtniß, ersuche, mir Nahrung zu gewähren, und bin Ihr getreuer Diener Peter.“ Höchst königlich klingen die Worte nicht. Katharina schrieb an Stanislaw Boniatowski (den sie später zum König von Polen gemacht hat), außer der Freiheit habe dem dummen Peter nichts gefehlt; alles Erbetene (nur, weiß Skandal gegeben hätte, nicht die Woronzow) habe sie ihm geschickt und in Schlüsselburg eine würdige Wohnung eingerichtet; doch die Angst habe ihm einen Durchfall eingebracht, den er mit Alkohol bekämpfte, und trotz ärztlicher Hilfe sei er, der den Zuspruch eines lutherischen Pastors verlangt hatte, noch in Kopscha gestorben. Ihr Nachruf lautete: „Am siebenten Tag nach Unserer Erhöhung auf den Thron Ausrußlands empfingen wir die Nachricht, Unser Vorgänger, Peter der Dritte, sei von seinem alten Hämorrhoidal leiden und von schwerer Kolik heimgesucht wor-

den. Im Bewußtsein der Christenpflicht und des Heiligen Gebotes, mit aller Kraft für das Leben des Nächsten zu sorgen, befahlen Wir, sofort alles zur Verhütung ernstest Gefahr Mögliche zu thun. Nun aber erhielten Wir, zu Unserer tiefsten Trauer und Herzensbetrübniß, die Meldung, daß der Kranke, nach dem Willen des Allmächtigen Gottes, aus dem Leben geschieden ist.* Um dem Liebsten nicht verdächtig zu scheinen, schreibe sie: „Weil ich fürchtete, die Offiziere könnten Peter vergiftet haben, ließ ich die Leiche seziren. Nicht die leiseste Spur einer Vergiftung wurde gefunden. Sein Magen war gesund; eine Darmentzündung und ein Schlaganfall hatten ihn getödet. Sein Herz war ungewöhnlich klein und ganz zusammengezogen. Wir dürfen niemals vergessen, daß Fremdenhaß der Hauptantrieb zu der Verschwörung war und daß Peter selbst den Russen als ein Fremder gelten mußte.“

Katharina von Anhalt-Zerbst wollte Russin scheinen und sein; und hat deshalb vor der Frage, wie sie sich zu Preußen stellen solle, wohl ein Weilchen geschwankt. Aber England will den Frieden, Schweden hat ihn schon erlangt und Oesterreich ist durch den Abzug des Corps Tschernyschew und durch den Ausfall geschwächt, der Laudons Heer verseucht. Am achtzehnten Juli hört Friß aus Tschernyschews Mund, Peter sei entthront und dem Russencorps der Rückzug nach Polen befohlen. Der König bittet ihn, noch drei Tage zu warten. „Diese Tage mußten zu einem entscheidenden Schlag benutzt werden. Der König wollte verwegener handeln, als er unter günstigen Umständen gethan hätte... Aber der sächsische Feldzug endete minder gut, als man hoffen durfte. Und als England mit Frankreich, daß es sogar im Besitz von Ariebe und Geldern ließ, Frieden schloß, zwang dieser feige Abfall den König, einen billigen Frieden mit dem wiener Hof zu erstreben.“ Zu solchem Frieden, schreibt der sächsische Kurprinz Friedrich Christian, sei Maria Theresia bereit. „Auf welchen Beistand konnte der König rechnen, wenn er den Feldzug fortsetzte? Er stand, ohne Bundesgenossen, völlig allein. Wie ihm die Kaiserin von Rußland gesonnen war, blieb zweifelhaft. (Katharina hatte den Friedensvertrag, aber noch nicht den Bündnißpakt bestätigt.) Die Türken waren durch die Umwälzungen in Rußland verblüfft, wußten nicht, was sie thun sollten, und lehnten das ihnen seit Jahren vorgeschlagene Schutzbündniß mit Preußen ab. Als die Oesterreicher

einen Kongreß vorschlugen, willigte der König sogleich ein. Die Verhandlungen sollten in Hubertusburg geführt werden. Ort und Umgebung wurden öffentlich für neutral erklärt. Dort endete der blutige Krieg, der ganz Europa mit Umwälzung bedrohte und in dem doch, außer Großbritannien, keine Macht auch nur um Fußbreite ihr Gebiet zu weiten vermochte. Jeder Vernünftige hatte sich, als der Krieg ausbrach, den Ausgang anders gedacht. Scheint nicht eine unbekannte Gewalt mit Menschenp'änen, die sie verachtet, ihr Spiel zu treiben?" König Friedrich stellt die Frage. Und im Frühjahr 1917 ließ ihr, nach der russischen Revolution, Mancher die bangere folgen: „Kannst nicht wieder so werden?"

Nur Verwegenheit, die nicht nüchtern sein will, kann die Frage heute noch mit stinker Zunge bejahen. Nach der Absetzung des Zaren war, im Dunkel der ersten Wirrnis, das Geschäft vielleicht zu machen. Mit einem der Großfürsten Nikolai, Michael, Kyriell oder mit dem Haupt der Provisorischen Regierung, dem Fürsten Lwow, der, als „natürlicher“ Enkel des Großfürsten Konstantin, goltorper Blut in den Adern hat. Mit jedem redlichen Mann, den die Gesundung des Reichsleibes wichtiger dünkte als der kleidsamste Rebellenegestus. Dem konnte man, da für die Dauer russischer Demokratie Angriff nicht zu fürchten war, Beträchtliches anbieten: schnellen Friedensschluß, Räumung des russischen Bodens, völlige Entwaffnung im Osten und die Möglichkeit, in den ersten Mattagen drei, vier Millionen Muffhirs von der Front zur Aderbestellung heimzuschicken. Die Regierung, die mit solchem Ertrag vor das Volk trat und es zum Vergleich ihrer Leistung mit der Goremhins und Stuermers aufrief, hätte sich gehalten; und auf die erschreckten Genossen, wenn sie auch ihnen würdigen Frieden verbürgte, stark zu wirken vermocht. Vielleicht. Nur mußte man sich in Berlin eben so sputen, wie Friedrich nach Elisabeths Tod gethan hatte; mußte der Staatsmann, nicht ein im Bezirk seiner Technik noch so tüchtiger Soldat, die große Linie der Kriegsführung bestimmen. Zaudern und Plaudern war unnützlich, der Schein gehäufter Friedensangebote schädlich und die Schweizerpillen, die nur Pfluscher als Hilfsmittel anpriesen, rochen dem Ausland nach der Apotheke, in der das Carranza-Tränkein gebraut worden war. Jetzt haben di: Westmächte sich in die Dornenhecke des Glaubens gewöhnt, daß von Rußland kräftiger Eingriff in den Krieg gar nicht

mehr oder erst spät zu erwarten sei, und ihre Hoffnung, dem nächsten Frühjahr werde endgiltiger Sieg erblühen, auf die eigene Kraft und auf die Amerikas gebaut, dessen Generalstab, unter Pershings Oberbefehl, seit ein paar Wochen in Paris haust. Den Briten, der über den nächsten Tag hinaus denkt, tröstet die Vorstellung eines zerbröckelnden, versiehenden Russenreiches, das nicht nach Konstantinopel und ins Mittelmeer will, weder in Persien noch an Indiens Grenze in absehbarer Zeit gefährlich werden kann. Was in der Russenseele wird, weiß Niemand. Ist der Zar, das Zarthum so ganz vergessen, wie die Gassenredner der Städte behaupten? Dann wäre der Wunsch unverständlich, aus den in Beschlag genommenen Papieren die höfische Einfädelung eines Sonderfriedens zu erweisen und Nikolai Alexandrowitsch des Hochverrathes anzuklagen. Ein Franzos hörte Kleinnussen schluchzen, weil ihnen gesagt worden war, Väterchen sei vom Thron gestossen worden; hörte Großrussen fromm von Volksrecht, Wahl, Verfassung, Republik, Freiheit schwärmen. „Was, Bruder, ist denn Freiheit?“ „Ganz genau weiß ichs auch nicht. Aber was sehr Großes.“ „Größer als Rußland?“ „Viel größer; nicht zu vergleichen.“ „Und Schnee darauf?“ „Nein; die Freiheit ist Frühling.“ Ob der Athem des Briten Henderson, des Amerikaners Root den Sturm zeugen kann, der diese Menschen noch einmal ins Feuer fegt? Alexejew hat's nicht vermocht; tief, sprach der Generalissimus zu den Truppen, hüde ich mich vor Euch, Brüder, und blöhe mein Haupt vor Jedem, der willig ist, gegen den Feind des Vaterlandes zu sechten. Auf den Flügeln des Maiwindes entschwebte das Wort. Ist denn Menschenpflicht, den Feind zu bekämpfen? Liebet den Feind, vergeltet Fluch mit Segen, Haß mit Wohlthat, Schimpf mit Gebet: Das hat Jesus Christus gelehrt. Marc Aurel, dem alle Menschen Brüder, alle Kränkungen verzeihliche Folgen seelischer Blindheit waren, wäre besser als der beredteste Militarist von diesem Heer verstanden worden. Dessen Kernmasse kennt nur die Evangelien und den urchristlichen Kommunismus Solstois. „Wendet alle Kraft an die Befreiung von dem Aberglauben an Staat und Regierung, Patriotismus und Großmacht. Jede Großmacht ist eine Räuberhöhle, deren Häuptlinge nur danach streben, Millionen Menschen in Furcht zu halten und zu beherrschen. Um sich bequem zu machen, nennen sie sich Regierung. Sie fordern Patrio-

tismus, der, im Licht wahren Glaubens besehen, nur Sklaverei ist. Richtet nicht und laßt Euch nicht richten, zahlet und heisset keine Steuern, haltet das Volk, dem Ihr angehört, nicht für ein auserwähltes, widerstebet niemals dem Uebel, sehnst Euch nicht nach Heldenthat, duldet keine Verleitung in Krieg, sondern besinnet Euch auf die Würde des Menschen und auf die Mahnung der Weisesten und beugst Euch nie unter anderes Gesetz als das der Liebe. Nur in der Welt der Liebe lebt Vernunft. Und Krischna, der am Thor dieser Welt in Eurem toten Auge die Sehkraft auferstehen lassen wollte, hat Euch, wie Kindlein, deren Fuß achlos Blumen zertreten könnte, vor blinder Mißachtung der Liebe gewarnt. Die nur braucht der Mensch, nicht Konstitution und Revolution, Konferenzen und Kongresse, Luftschiffe und Unterseeboote, Heere und Sprengstoffe, Wissenschaften und Künste, Bücher und Zeitschriften, Grammophone und Kinematographen; nur die Anerkennung des höchsten Gesetzes, das die höchste Glücksumme eintragen.“ Das hat der achtzigjährige Tolstoi geschrieben; und damit ausgedrückt, was seit Jahrhunderten im Sehnen russischer Menschheit freist. Auch deren Industrie-Sozialismus ist anders als des Erdwestens. Vorstand und Beamte eines großen Werkes sind mit Forderung jeglicher Art so arg gepeinigt worden, daß sie die Fabriken den Arbeitern übergeben und ihnen sagen: „Thut damit, wie Ihr wollt; wir treten zurück.“ Da sich nach fünf Tagen zeigt, daß ohne leitende Köpfe das Unternehmen nicht haltbar ist, beschließt die Gewerkschaft, nach einem Fluch auf „das alte System, das die Arbeiter nicht einmal die Leitung der Produktion gelehrt habe“, den Vorstand und die Beamten, unter Strafbrohung, zu schleuniger Wiederaufnahme der Arbeit zu rufen. Ist mit solchem Gewimmel einfältiger, blinder, schwärmerisch gläubiger, in den Dünkel junger Herrenfreiheit verlockter Seelen so leicht zu rechnen wie mit der Willensfarbe eines neuen Herrschers? Rußland hört, aus dem Funkspruch einer Armeeführung und aus der Depesche des Eidgenossenschaftsministers Hoffmann an den Landmann Grimm rede sich die Gewißheit, daß es, um Frieden zu haben, nicht eine Kopfe zu zahlen und das Gossudarstwo, über dem Nikolai thront, nicht um einen Fez zu schmälern braucht. Dieser Antrag, den die Sowjet, faßt nicht in einer Troika davon; nähmen

wir ihn heute an, so würden wir treulos, verlören die Achtung und die Hilfe der Bundesgenossen und hätten morgen unsicheres Gefindel und altgläubige, vielleicht noch dem Väterchen treue Scholtenbauer, die an der Front unschädlich sind, im Herzen des Landes. Deshalb: Bestätigung des londoner Septembervertrages, der Sonderfrieden verpönt, und das Gelübde, die Deutschen zum Teufel zu jagen, wenn sie sich nicht der Dreieinheit Demokratie, Abrüstung, Weltschiedsgericht verpflichten. Um Fritzens Hubertusburg blies anderer Wind. Der russische kann, freilich, in jeder Stunde umspringen; doch nicht so leicht mehr wie im Mai die Westmächte in seinen Wirbel ziehen. Minister Albert Thomas, der alle Hauptstädte und Fronten Rußlands gesehen hat, glaubt an die Möglichkeit naher Offensive; und der alte Wütherich Clemenceau, der gestern, nach wildem Gepfauch, den Sowjet fragte, ob er die weiße Fahne hissen wolle, läßt nun „das Erwachen des russischen Patriotismus“ ankünden. Ist die Einheit der Willensfront wiederhergestellt, Orient von Occident nicht zu trennen?

Præsens.

„Die deutsche Regierung wollte den Beschluß der französischen Kammer, der die Rückgabe Elsaß-Lothringens fordert, nicht unbeantwortet lassen. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung erhielt, wie dort der Brauch ist, den Auftrag, diese Antwort in der Form eines offiziellen Artikels zu veröffentlichen, und die anderen Blätter wurden aufgefordert, die Hauptstellen daraus abzudrucken. Wir mußten uns einen Vorwurf machen, wenn wir vor diesem Konzert taub blieben. Das Deutsche Reich, das die Angaben seiner Gründe wechselt, wie es seine Rüstung wechseln würde, beruft sich nicht mehr, wie einst, auf den Rath nackter Gewalt, es meidet die leibste Andeutung des Spruches, nach dem Macht vor Recht geht, und sagt nichts von den strategischen Bürgschaften, die der durch Eisen und Feuer geschaffenen deutschen Einheit unentbehrlich seien. Die vier Absätze der offiziellen Antwort stehen unter vier Zeichen: Gerechtigkeit, Völkerrecht, Weltgewissen, Volkswunsch. Man dürfte annehmen, daß die Deutschen auf diese Verklündung von Grundsätzen, die sie 1871 verletzt haben, den Entschluß zur Rückgabe Elsaß-Lothringens stützen wollen. Nein: sie wollen es behalten. Und ihre Auffassung der geschichtlichen

Wahrheit und Völkerfreiheit ist von besonderer Art. Ihre, Wahrheit' sagt, die ferndeutschen Länder Elsaß und Lothringen seien mitten im Frieden durch einen Gewaltakt Louis des Vierzehnten dem deutschen Vaterland entrissen worden. Ihre, Freiheit' zeigt sich in der Behauptung, daß die Elsaß-Lothringer nicht befreit sein wollen, sondern ihr Schicksal dem des Deutschen Reiches unlöslich verbunden wissen. Man ahnt, warum die Norddeutsche Allgemeine Louis den Vierzehnten nennt: der König, in dessen Dienst Colbert und Molière, Bossuet und Mansard standen, soll den französischen Militarismus verkörpern und durch die Vergleichsmöglichkeit den preußischen Militarismus entschuldigen. Doch die Annäherung erinnert besonders eindringlich an die Thatsache, daß Wilhelm dem Ersten und dem Zweiten weniger leicht geworden ist, Vergile zu schaffen.' Uebrigens hat die Geschichte sich nicht so abgespielt, wie man sie in Berlin schreibt. Unbekannt ist: daß Meh unter dem zweiten Henri an Frankreich kam; daß unter Louis dem Dreizehnten die Franzosen in den Elsaß eindrangen; daß Surenne nicht, mitten im Frieden' seinen berühmten Feldzug führte; daß 1766 (nicht durch Eroberung, sondern durch lange zuvor geschlossenen Vertrag) das Herzogthum Lothringen unter Frankreichs Hoheitrecht gestellt wurde; daß die Schweizerstadt Mülhausen sich 1798 an Frankreich hingab. In dem Zeitraum, der zwischen dem Zutritt von Meh und dem von Mülhausen zu Frankreich liegt, ist das Brandenburg des zweiten Kurfürsten Joachim das Preußen Friedrich Wilhelms des Dritten geworden; ist sein Flächenraum von 28 000 auf 346 500 Quadratkilometer gewachsen. Der größte Theil dieses Gebietszuwachs wurde durch völlig gewissenlose Gewaltanwendung erlangt. Das gilt besonders für die 37 000 Quadratkilometer schlesischen Landes, die Friedrich dem Zweiten der Krieg gegen Maria Theresia eintrug, und für die 140 000 Quadratkilometer, die Preußen nach den von seiner Diplomatie erfundenen Theilungen Polens an sich riß. Auf diese polnischen Landstücke, nicht auf Elsaß-Lothringen, paßt das Wort der Norddeutschen Allgemeinen von den mitten im Frieden dem Vaterland entrissenen Provinzen. Das Blatt der Wilhelmstraße sagt: Die Elsaß-Lothringer wollen Deutsche bleiben. Auf der Lippe eines Wortführers der Hohenzollern wirkt diese Begründung seltsam. Unter Louis dem Vierzehnten, an den die Deutschen jetzt erinnern, dachte man in Berlin nicht so. In Briesen an den

Prinzen Eugen und den Herzog von Malborough sagte 1709 der preußische Minister Schmettau rund heraus: „Belanlich sind die Elsässer noch französischer als die Pariser.“ Als, am vierten August 1815, der preußische Staatskanzler Hardenberg forderte, man solle den Elsaß, die Festungen der Niederlande, der Maas, Mosel und Sarre den Franzosen nehmen, stützte er dieses Verlangen auf die Nothwendigkeit, den Nachbarstaaten militärische Sicherheit zu verbürgen; und stimmte darin mit dem württembergischen Minister Grafen Wimpfingerode überein, der schrieb: „Elsaß und Lothringen müssen wir als Pfänder deutscher Sicherheit fordern.“ Am neunzehnten September 1870, als Jules Fabre die Unhänglichkeit der Elsaß-Lothringer an Frankreich betont hatte, antwortete Bismarck: „Daß die Leute uns nicht mögen, weiß ich.“ Der Kanzler Bethmann (si licet magnis...) hat noch am vierten Dezember 1913 im Reichstag anerkannt, daß man in Elsaß-Lothringen nichts ausrichten könne, wenn man sich in den Willen zur Verpreußung der Einwohner versteife. Damals wurde über den Standal von Zabern verhandelt. Troß dem Zustand, den er enthüllt hatte, that Deutschland, als wolle es Elsaß-Lothringen volle Selbstregirung gewähren; heute spricht es von Verpreußung oder von Theilung.“

Und wundert sich nur noch darüber, daß Frankreich nicht von der Unantastbarkeit des Westfälischen Friedens spricht. Herr Hantaux hat sicher die Berichte des Grafen d'Uvaug und Abels Servien gelesen und weiß, wie zäh diese Diplomaten aus Richelleus Schule vom Frühjahr 1644 an in Münster und Osnabrück für das Interesse ihrer Heimath eintraten. Der König von Frankreich hat sich oft gerühmt, nur, um Deutschlands Freiheit zu retten, das Schwert gezogen zu haben; darf er, fragte drum der Vertreter von Brandenburg-Kulmbach, danach, außer der Entschädigung von seinen Kriegskosten, auch noch Landstücke fordern? Er darf. Artikel 74 des Friedensvertrages gab ihm, der schon Metz, Soul, Verdun von dem Deutschen Kaiser aus dem Haus Oesterreich erhalten hatte, den Unter- und Ober-Elsaß sammt dem Sundgau. Straßburgs Freiheit sollte gewahrt werden; doch das vom Dreißigjährigen Krieg geschwächte Deutsche Reich konnte sie eben so wenig schirmen wie die zehn Landvogteistädten feierlich zugesagten Sonderrechte. Welcher Boche wagt, ein Gebiet, das eines Kaisers freier Wille hingab, erobertes Land zu nennen? „Nicht einmal Friedrich der Große hat's gewagt.“ Das, liebe Feinde, wird Professor

Lavisse nicht behaupten; und Euch warnen, Friegens Verhältniß zum Elsaß zu erwähnen. Der junge König fuhr, unter dem Namen eines böhmischen Grafen, nach Straßburg; und stöhnte, in Briefen an Voltaire, über die schlechten Straßen und die erbärmliche Nahrung. „Da der fehler Postmeister gesagt hatte, ohne Paß komme man nicht durch Straßburgs Thor, mußten wir uns selbst Pässe machen und die Zollforsaren und Schnüßler schienen mit dem Ausweis zufrieden, zu dessen Fertigung das Preußenwappen meines Siegels benützt worden war.“ Ein Soldat, der zuvor unter der poisdamer Fuchtel stand, erkennt den König; Broglie, der Gouverneur, nennt den Grafen Eure Majestät; und als das Gerücht die Stadt durchtrab hat, werden viele Häuser illuminirt und eine jubelnde Menge scharrt sich unter Friegens Fenster. Glissons ... Aus dieser Erinnerung ist nichts zu holen. Aus alter Geschichte auch sonst nicht viel für irgendeinen Rechtsanspruch auf Elsaß-Lothringen noch heute Verwendbares. Daß die Reichsstände im Elsaß ihrer lehns herrlichen Rechte, die Kirchenfürsten ihrer geistlichen Güter beraubt, die elsasser Bauern von doppelter Abgabepflicht erlöst wurden, hat selbst Treitschke „eine befreiende That der Revolution“ genannt, die dadurch die Herzen des Landvolkes für Frankreich gewann. Von dieser Weltwende her loht die Warnung, dem umstrittenen Land weniger Freiheit zu gewähren, als Frankreich ihm bietet. Wichtig (und von dem rührigsten Eifer der Fraktion Scheidemann nicht bestreitbar) ist, daß Bebel, Liebknecht und Schweizer sich schroff gegen die Annexion gewandt haben. Vor einem Vierteljahrhundert hat Friedrich Engels, Margens Freund und Mitarbeiter am Dogmengebäude des Sozialismus, geschrieben: „Die deutsche Sozialdemokratie könnte die Herrschaft weder ausüben noch festhalten, ohne die Ungerechtigkeiten wieder gutzumachen, die ihre Amtsvorgänger gegen andere Nationen begingen. Sie wird die Wiederherstellung des von der französischen Bourgeoisie heute so schöne verrathenen Polen vorbereiten; sie wird Nordschleswig und Elsaß-Lothringen in die Lage versetzen müssen, frei über ihre politische Zukunft zu entscheiden.“ Das will heute nur noch die Unabhängige Sozialdemokratische Partei (Haase-Bernstein). Und der Sowjet hat erklärt, daß er die Rückkehr Elsaß-Lothringens zu Frankreich nicht, als eine Annexion, verdammen würde. Andere Gebietsdehnung weigert er, dem der Begriff, schon das vieldeutige Wort Imperialis-

muß ein Gräucl ist; und hat deshalb die Bundesgenoffenerfucht, sich in neues Gespräch über die Kriegsziele zu bequemen.

„Rußlands Geschäftsträger hat der britischen Regierung die Note überreicht, in der die russische Regierung ihre Kriegsziele bezeichnet. In dem beigefügten Aufruf an das Russenvolk wird gesagt, das freie Rußland denke nicht an Herrschaft über andere Völker; wolle ihnen weder ihr Nationalerbe nehmen noch fremdes Gebiet irgendwo gewaltsam besetzen. Diesen Empfindungen stimmt die britische Regierung herzlich zu. Sie ist nicht zum Zweck der Eroberung in diesen Krieg eingetreten und führt ihn nicht zu solchem Zweck fort. Ihr erstes Ziel war, das Leben des Landes zu vertheidigen und die Achtung vor internationaler Vertragspflicht zu erzwingen. Dazu kommt jetzt der Wille, die von fremden Tyrannen bedrückten Völker zu befreien. Deshalb freut die britische Regierung sich aufrichtig des von dem freien Rußland angeführten Entschlusses, Völkern die Freiheit zurückzugeben, nicht nur dem früher der russischen Autokratie unterthanen Theil, sondern auch den von den deutschen Kaiserreichen beherrschten Stücken. Mit herzlichem Wünschen begleitet die britische Demokratie dieses Unternehmen Rußlands. Unsere Hauptaufgabe ist, einen Zustand zu schaffen, der den Völkern Zufriedenheit und Glück beschert und keinen berechtigten Grund zu neuem Krieg läßt. Von ganzem Herzen gefällt die britische Regierung sich ihrem russischen Bundesgenossen in der Annahme und Billigung der Grundsätze, die Präsident Wilson in seiner weltgeschichtlichen Botschaft an den Kongreß der Vereinigten Staaten ausgesprochen hat. Das sind die Ziele, für die Britanniens Völker im Kampf stehen. Das sind die Grundsätze, die ihre Kriegspolitik leiten und stets leiten werden. Die britische Regierung glaubt, daß dieser Richtschnur im Allgemeinen die Einzelabkommen angepaßt waren, die sie von Zeit zu Zeit mit ihren Bundesgenossen vereinbart hat. Dennoch ist sie, eben so wie ihre Gefährten, gern bereit, diese Abkommen, wenn die russische Regierung es wünscht, noch einmal zu prüfen und sie, wo es nothwendig scheint, zu ändern.“ Diese amtliche Note wurde im Parlament durch kurze Fragen und Antworten ergänzt. Auf die Frage eines Abgeordneten, ob den Verbündeten die Erlangung gesicherter Selbstregierung für die Völker Oesterreich-Ungarns genügen würde oder ob, wie von einzelnen Deutern ihrer Note an Wilson behauptet werde, ihr Ziel die Zerstückung der

habsburger Monarchie sei, antwortete Lord Robert Cecil: „Unsere Note scheint mir durchaus klar; wir wollen diesen Völkern die Freiheit, das Selbstbestimmungsrecht schaffen, haben uns aber die Wahl des Weges, der an dieses Ziel führen könnte, noch vorbehalten.“ Ob die Regierung, wie Frankreich, alle Verträge, Abkommen, geheimen Akten, die ihr Verhältnis zu Rußland aufklären könnten, öffentlichen wolle. Cecil: „Wenn der verehrte Abgeordnete die Rede des Herrn Ribot liest, wird er erkennen, daß der französische Ministerpräsident nur von dem franko-russischen Meinungsaustausch gesprochen hat, der bis an die Schwelle des Krieges reicht. Vor ähnlicher Pflicht stehen wir nicht; denn wir sind an Rußland nur durch den Vertrag von 1907 geknüpft, der damals veröffentlicht worden ist.“ Ob dem Unterhaus nicht die Gelegenheit gegeben werden solle, seine Uebereinstimmung mit den von der französischen Kammer verkündeten Kriegszielen auszusprechen. „Der Gegenstand ist hier erst vor so kurzer Zeit erörtert worden, daß eine neue Erklärung unnötig scheint. Die Regierung, das Parlament, das ganze Land ist in vollkommener und herzlicher Eintracht mit dem Beschluß der französischen Kammer.“ Abgeordneter Snowden: „Ist daraus zu schließen, daß die Verbündeten, ohne jede andere Erwägung den Krieg fortsetzen wollen, bis dieses Ziel erreicht ist?“ (Viele Stimmen: Ja!) Der Minister des Innern: „Mein geschätzter Freund kann diese Antwort als unzweideutig bindend und kategorisch nehmen.“ Gegen den Wunsch, den Besiegten nicht mit Entschädigungspflicht zu belasten, wendet sich Herr Appleton, der Sekretär der britischen Trade-Unionen (Gewerkschaften). „Die Summe der von der preußischen Militärkaste vernichteten Werthe, Sachgüter und zukunstreichen Menschenleben ist gar nicht abzuschätzen; gewiß nur, daß durch Deutschlands Schuld die Welt verarmt und der Leidenskelch, den die Menschheit leeren muß, bis an den Rand mit Bitterniß angefüllt worden ist. Selbst von dem völlig niedergerungenen Deutschland wäre eine irgendwie zulängliche Entschädigung all Derer nicht zu erlangen, deren Schöpfquellen und Kunstsätze es seit dem August 1914 zerstört hat. Das ist sonnenklar. Weder unerfüllbar noch ungerecht aber ist das Verlangen, dem Deutschen Reich so schwere Wiederherstellungs- und Entschädigungspflicht aufzuzwingen, daß es in diesem Jahrhundert an neue militärische Abenteuer nicht denken, nicht einmal davon träumen kann. Und den Entschluß zu

solcher Forderung schuldet die Menschheit sich selbst. Wer dem Angreifer die durch ihr materielles Gewicht ihn drückende Strafe erspart, Der ermuntert ihn zu neuem, noch besser vorbereiteten Angriff und erwirkt, daß alle Leiden, Lasten, Schulden der Kriegsjahre die Angegriffenen härter drücken als den Angreifer. Das Wort ‚Ohne Entschädigung‘ ist der Ausdruck eines bewundernswerthen Idealismus. Bekennt sich heute aber die Demokratie der verbündeten Länder leichtem Herzens zu ihm, dann nimmt sie die erdrückende Pflicht auf sich, elf Völkern das Heim und die Daseinsmöglichkeit wiederherzustellen, und begünstigt zugleich den Versuch Deutschlands und Oesterreichs, nach dem Krieg ohne lästiges Hinderniß den Wettbewerb um den Handel wieder aufzunehmen.“ Diese Sätze sind bis ins Einzelne in Uebereinstimmung mit dem Willen Frankreichs, den der „Temps“, das politisch ernsteste Blatt der Republik, noch einmal in böse Sachen geformt hat. „Nicht, um Angriff abzuwehren (denn nirgends war Angriff geplant), haben in Berlin und in Wien die Regierungen Verträge in Fehden gerissen und Riesenheere in Bewegung gebracht, sondern, um einen reiflich vorbedachten politischen Plan auszuführen, dessen Ziel die Herrschaft über die Erde war. Deutschland und Oesterreich wollten Eroberung, Unterdrückung, wollten der germanischen Macht eine Entwicklung sichern, die ohne demüthigende Unterwerfung anderer Völker nicht zu erlangen war. Frankreich, Großbritannien und Rußland hatten keine Kriegsziele, weil sie aufrichtig nach der Wahrung des Friedens strebten. Wie stark dieses Streben war, wird am Besten durch die Unzulänglichkeit ihrer Kriegsvorbereitung erwiesen. Sie wollten und wollen sich vertheidigen. Das darf, wer eine Friedensmöglichkeit bedenkt, nicht vergessen; denn die Lösung der tragischen Menschheitskrisis würde in ihrem Wesen und in ihren Folgen gefälscht, wenn nicht erwogen würde, wer den Krieg gewollt hat, also für ihn verantwortlich ist. Die civilisirten Völker, denen er aufgezwungen wurde, wollen nicht ein Werk des Hasses bereiten, streben nicht nach brutaler Eroberung und frech thronender Herrschaft, wie das kaiserliche Deutschland sie geträumt hat; doch sie sind, wie jeder Unbefangene erkennen muß, verpflichtet, die Rechtsbeugung zu rächen und sich Bürgschaft für die Zukunft zu sichern. Systematische Zerstörung, Verbrechen und Schandthat, Erpressung und Raub: Das ist der Inhalt der Monate, die wir erlebt haben; all unsere Toten,

all unsere Martyrer stehen vor unserem Auge. Deutschland hat gewollt, daß der Krieg so geführt werde, wie er geführt wird; hat uns durch die Barbarei seines Handelns erkennen gelehrt, welche Gefahr, noch in der Helle des zwanzigsten Jahrhunderts, der preussische Militarismus ist; durch hartnäckig wiederholten Beweis treulofer Unwahrhaftigkeit uns jeden Zweifel daran genommen, daß ihm die feierlichsten Verträge nichts gelten und es nur durch Machtmittel gezwungen werden kann, sein Wort zu halten, Meineid und Verrath zu meiden. Wir kämpfen für das Recht und fordern, daß jede Rechtsverletzung, die von gestern und die von heute, gefühnt werde; wir kämpfen für Freiheit und Civilisation und fordern die Sicherung dieser Güter gegen militaristischen Angriff. Wenn das Verbrechen nicht gestraft, aus Trümmern nicht auf des Zertrümmere's Kosten ein Neubau errichtet, der Bruch des Völkerrechtes nicht gefühnt würde, fielen die politische Sittlichkeit in unheilbares SIECHTHUM. Unsere Kriegsziele sind Friedensziele; wir wollen den gerechten, würdigen haltbaren Frieden, den Deutschland verschmäht hat, für den Millionen Menschen, in rühmlichem Opfer, ihr Leben hingegeben haben und den die ganze Menschheit, weil sie einsteht, daß nur solcher Friede ihr Heil bringen kann, von dem Muth und der Weisheit der verbündeten Nationen erwartet.“ In diesem Willensbezirk sind West und Ost noch ganz einig. Der alte Revolutionär Fürst Krapotkin (der, als aus dem Exil Heimkehrender, auf dem petrograder Bahnhof nicht nur von allen Ministern, sondern auch von einer Ehrencompagnie empfangen wurde) sagt: „Wer sich nicht selbst blendet, sieht, daß der Freund der Menschheit in diesem Krieg vor der Wahl der Stellung nicht zaudern darf. Wer den Vorschlitt der Menschheit will, muß Deutschlands Niederlage wünschen. Dessen Sieg wäre für Rußland ein in seinen Folgen kaum noch ermeßliches Unglück. Nicht einmal neutral darf man bleiben; wie die Dinge liegen, wäre Neutralität Mitschuld.“ Herr Plechanow, der jetzt in den Sowjet gewählte Sozialdemokrat: „Der Junkerkaiser hat nie den Wunsch gehabt, uns von dem Kaiser der Schwarzen Hundertschaft zu befreien. Unsere Heimath würde nach Deutschlands Sieg wirtschaftlich von diesem Reich geknechtet. Dieser Sieg wäre die Niederlage westeuropäischen Geistes.“ Herr Tschaidse, der dem petrograder Sowjet vorsteht: „Rußlands Civilisation ist ein schwächliches Bäumchen, Deutschlands eine mächtige Eiche. Unserem Bäumchen droht Gefahr und Pflicht befiehlt uns, es mit aller Kraft zu schützen.“

Die Laodäerantwort, die in Stockholm Vertreter der deutschen Sozialistenmehrheit auf die Fragenliste des Sowjet gegeben haben, ist, wie zu erwarten war, in Frankreich mit grimmigem Hohn begrüßt worden. Herr Hanotaux ruft: „Seit helles Licht auf die Anzettlung fällt, wirkt sie nur noch gegen die Zetteler. Stockholm scheint uns ein ausgepumpter Ballon, scheint uns eine Falle, die hinter Herrn Scheidemann und seinen Genossen, als sie Andere hineinlocken wollten, zugeklappt ist. Diese lächerlichen Salleybrands möchten Verhandlung anfangen und eniknäueln ihre Fäbchen. Dabei hören wir sie wahrhaft kaiserlich lügen! Lüge ist, was sie über den Ursprung des Krieges, über die Verwüstungen und die Nationalitäten sagen. Jeder Nation möchten sie zu ihrem Recht helfen: nur nicht etwa einer, deren Gebiet von den Alldeutschen begehrt wird. Wo sie von Elsaß-Lothringen reden, lügen sie wie Bismarcks kümmerlichste Schüler. Ihre wilde Raubgier heuchelt Nachgiebigkeit und öffnet das Thor zu ‚Grenzberichtigungen‘. Das ist die unverschämteste ihrer Lügen. Köder für Brut, die dumm genug wäre, anzubeißen. Die zwei Zeilen schwigen das Gift listiger Diplomatentücke aus. Längst hören wir ja, daß Herr Scheidemann Diplomat sein möchte; er möchte noch immer. Für die Deutschen wirds höchste Zeit, die Größe der Gefahr zu ermessen, mit der Amerikas Eingriff sie bedroht, und, nachdem sie allzu früh auf Schwierigkeiten im Lager ihrer Feinde gehofft hatten, das Unheil abzuwägen, das ihnen naht.“ (Le Figaro.) „Der Sowjet halte die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Mitglieder der Internationalen Konferenz, da sie das Selbstbestimmungsrecht der Völker anerkennen, sich über die Zukunft Elsaß-Lothringens mühelos verständigen werden. Die deutsche Sozialdemokratie wollte geschwind erweisen, wie sie sich solche Verständigung denkt. Sie erklärt, das Deutsche Reich sei im Recht gewesen, als es 1871 die Elsaß-Lothringer annektierte. Bebel und Liebknecht, die damals die deutsche Sozialdemokratie führten, rebeten ein Bißchen anders. Sie wurden auch nicht, wie Herr Scheidemann, Botschafter, sondern wanderten ins Gefängniß. Und diesen deutschen Sozialismus, der uns vorwirft, Elsaß-Lothringen gewaltsam erobern zu wollen (die Beschießung von Straßburg war, 1870, offenbar eine freundschaftlich sanfte Handlung), diese angenehmen Genossen wollte der Sowjet zum Kampf ‚gegen die imperialistischen Pläne, die den Friedensschluß hindern‘, benutzen; und wir sahen einzelne französische Sozialisten in den Glauben verfliegen, diese Leute

feien in festes Rechtsgefühl zu bekehren. Die deutsche Sozialdemokratie müßte unter Anklage gestellt und von ihren internationalen Parteigenossen zur Rechenschaft darüber gezogen werden, was sie zur Verhinderung des Krieges und zur Beschleunigung des Friedens gethan hat. Der Erörterung der Schuldfrage möchte Herr Scheidemann ausblegen. Diese Lichthaken muß man sich merken. Statt zu Haus die Regierung zu stürzen, versuchen diese Leute, draußen Zwietracht zu säen. Sie thun, als seien sie Arbeiter am Werk des Friedens, und dienen doch dem preußischen Militarismus. Blicket, freie Völker der Erde, auf diese Sippe und vergeßet sie nie wieder! Wir brauchen Bürgschaft gegen Deutschland.“ (Le Temps.) Genosse Renaudel bestaunt nur das Staunen und Toben der Bourgeois; war von den Vorzimmersozialisten etwa Anderes zu erwarten? Der Homme Enchaîné speit die Frage aus, ob je Niederträchtigeres, Ekleres erschaut ward als dieses Geklingel von Brutalität und Heuchelei, dessen Erörterung eines Franzosen unwürdig wäre, und fordert den Sowjet zu Antwort heraus. „Der soll sagen, ob die von seinen Grundsätzen befohlene Erlösung Polens ihm mit einem preußischen und einem österreichischen Polen vereinbar scheint. Der soll bekennen, ob er russisch bleiben oder von der Autokratie des Zaren in die des Kaisers übertreten, kapituliren oder, ein Bißchen spät schon, den Kampf wieder aufnehmen will.“ Alles Handeln der Westmächte, schrieb ich vor vierzehn Tagen, wird von dem Wunsch bestimmt sein, die Deutschen in Stockholm dem Sowjet zu verketten. „Erweitert die Weisheit der Wilhelmstraße als den Sinn und Zweck des unter Ribots Regie aufgeführten Kammerspiels die Verbreitung des unwägbaren gefährlichen Glaubens, Frankreich wolle keinen Frieden als den des Siegers, Deutschland jeden, sogar den von Haase gestifteten?“

Futurum.

Der Glaube, vor dem ich am sechzehnten Juni warnte, wird, leider, durch die Siebenschläferkunde der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gemästet. Die höchst offiziöse Angabe, den Russen sei nicht heimlich ein leckerer Sonderfriede angeboten worden und „der Schritt des Herrn Hoffmann aus privater Initiative (seiner?) hervorgegangen“, dürfen wir nicht bezweifeln. Daß über Funkgespräche eines Armeeführers Gemunkelte ist also nicht wahr; Herr Hoffmann hat Deutschlands Friedensbedingungen so dargestellt, wie er sie sich denkt (und deshalb den Sitz im berner Bundesrath

und die Leitung des internationalen Schweizergeschäftes verloren); die Grimm-Ville kam nicht aus der Schwarzen Küche des Carranzismus. Abgemacht. Nun aber folgt ein schlimmer Satz. „Die pariser Ausstreunungen können nur den Zweck haben, neutrale Persönlichkeiten, die aus menschenfreundlichen Motiven auf Beendigung des Krieges hinarbeiten, durch Terrorismus von solchen Bemühungen abzuhalten.“ Hundertmal lasen wir, Frankreich sei von Blutverlust matt und lechze nach Frieden; jetzt wird es angeschuldigt, Neutrale von Friedensvermittlung abzuschrecken. Weil ihm der Wille zu Menschenfreundlichkeit fehlt? „All meinen Kindern spendete ich das Heil; doch die Blindheit der meisten erkannte es nicht. Wären sie seiner bewußt geworden, sie hätten das Band zerrissen, das sie an den Staub fesselt, und ihr Sehnen nur noch in das ewige Reich der Liebe gesandt. Nur in ihm wohnt Zufriedenheit; und Liebe, die Frieden bereitet und selbst Friede ist, wird zu dem Schlüssel, der dieses Reiches Thor öffnet. Warum begehret Ihr kleinen Erdenvortheil, dessen Bild Euch mit Scheinglück trägt? Meidet alles Getümmel und jeglichen Kampf: dann erst leuchtet Euch wieder die Liebe, das Licht der Seele, und Ihr wandelt genügsam im stillen, duftenden Hain des Friedens.“ Dem Jndergott Krishna, der so sanfte Lehre ausfäte, ähnelt Herr Ribot nicht. Auch Herr von Bethmann weder dem Buddha noch dem Bergprediger. Wer von Schwergeschütz, Sticgas, Minen, Flammenwurf, Tauchbooten, Luftbomben das Heil seiner Welt erhofft, muß auf den Ruf hehrer Menschenfreundschaft verzichten. Das begreift jedes Kind. Und der unbefangene Neutrale soll wach träumen lernen, die reine Wägschale der Norddeutschen werde von milder Menschlichkeit tiefer gesenkt als vom kürrenden Erzpanzer der Machi? Hielte er sich so lange wach, wie die sieben Trabanten des pannonischen Caesars Decius schliefen: nie lernt ers. Ihm sagt der Satz nur, daß Deutschlands Sehnsucht nach Frieden stärker als Frankreichs ist. An dem Schreiber oder Redner, der doch nur für sich spricht, würde solche Andeutung geahntet. Ist sie Regirenden erlaubt, für deren Wort die Nation haftbar gemacht wird? Dürfen sie durch Verruf des zu Friedensschluß noch nicht bereiten Feindes, durch allzu laute Betonung ihres inbrünstigen Glaubens an nahen Frieden den schädlichen Wahn nähren, Deutschland sei müder als der ihnen feindliche Bund? Muß nicht, endlich, gefordert werden, daß sie die Grundsätze der Psychologie und Aesthetik erkennen und richtig anwenden? In das

Dämmern so ungeheuren Schicksals mit der Fackel und mit dem Tastsinn des Volkstüfers schreiten und vor der Wahl neuer, auch vor der Wiederaufnahme alter Kriegsmittel jede Wirkungsmöglichkeit, nicht nur die vom Feldherrn gewünschte, bis ans Ende bedenken? Rußland: ein Islam, dessen Kampfkraft heute, vielleicht noch morgen nicht zu errechnen ist. Amerika: der Hort jungen Hoffens. Das Gestöhn, gegen das Hölle Reich der Deutschen sei nichts zu machen, würden wir erst hören, wenn Rußland völlig enttäuscht, Amerika seine Mannschafft, Industrie, Geldfülle ertraglos eingeseht hätte. Wer auf Wunder harret, lähmt selbst sich den Willen. Und nur ein Wunder könnte schnell Frieden bescheren: eins, das die Feinde zermalmt, oder eins, das Deutschlands Trachten dem der Erdmehrheit vermählt. Nur das zweite Wunder können Menschenkräfte erwirken. Das Ziel der uns feindlichen Völker ist: Demokratie, Selbstbestimmungsrecht jedes zu eigener Lebensform reifen Stammes, redliche, nicht nur den Schein wahrende Minderung der Wehrlast, Schiedsgerichtsordnung, der auch alle der Schuld, großer oder kleiner, am Ausbruch des Krieges Verdächtigen sich zu unterstellen und für deren Vollstreckergewalt alle in den Bund civilisirter Völker zugelassenen Staaten zu bürgen hätten; ein Zustand, der dem Recht gegen den Uebermuth der Gewalt Waffen leiht, das Wagniß eines Angriffes mit Lebensgefahr bedroht, die Entscheidung, ob Friede bleiben, ob Krieg werden solle, dem Willen eines Sterblichen enthebt und der Volksgemeinschaft aufbürdet, das Hoheitsrecht aller Reiche durch das Zugeständniß internationaler Aufsicht ungefähr so eng eingittert, wie der vom Staat schon anerkannte Sozialismus das Hoheitsrecht des Einzelnen eingezäunt hat. Sieht Deutschland über diesem Ziel die großen Himmelszeichen der Zeit leuchten, dann ist, da über alles Andere Verständigung leicht möglich würde, der Friede morgen erlangbar. Scheint ihm der Zustand, den eine Menschenmilliarde ersehnt, schmähslich, dann muß es weiterkämpfen, bis eine Gruppe siegt, eine in Ohnmacht sinkt. So steht, ohne Phrasenbehang aus beiden Lagern, Wirklichkeit vor dem Auge des furchtlos Wissenden. Wer sie, weil er den Anblick nicht erträgt, schminken will, muß ins Dunkel hinab. Verantwortlich für das werdende kann nur der Volkswille sein, der in dem Gewordenen frei athmen soll. Staatsmannsgeist aber muß ihm, vor der Wahl, die Wege erhellen.



Neuenahr

gegen Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden + Gallensteine + Zuckerkrankheit + Gicht + Rheumatismus + Katarh + Erholung nach Kriegsverletzungen, Kriegskrankheiten und deren Folgezuständen.

Trink- und Thermal-Badekur.

Wohnung im

KURHOTEL

und in vielen andren Hotels, Pensionen und Privathäusern.

KURHOTEL, einziges Hotel mit Thermalbädern aus den Heilquellen des Bades, grosser Erweiterungsbau mit allen Einrichtungen der Hotelkunst.

Für Hauskuren: Versand des Neuenahrer Sprudels nach neuem Füllverfahren.

Werbeschriften und alle Auskünfte umsonst und portofrei durch die Kurdirektion Bad Neuenahr, Rheinland.

B. E. Fehr. v. Mackay

Völkerführer und -Verführer

343 Seiten u. 16 Bildnisse, brosch. M. 5.—, gebd. M. 6.—

Asquith

Grey

Bitchener

Churchill

Lloyd George

Northcliffe

Haldane

Poincaré

Cailleur

Jaurès

Peteroff

Zar Ferdinand

Konstantin XII.

Nikita

Sfasonoff

Mechmed V.

Enver Pascha

Talaat Bei

Dschemal Pascha

Nikolai II.

Nikolai

Sowolski

Miljukoff

zu beziehen durch alle Buchhandlungen od. zuzügl. Porto direkt vom
Verlag Rütten & Loening in Frankfurt a. Main

Oberbrunnen u. Kronenquelle
bei
Katarrhen der Atmungs- u. Verdauungsorgane, Asthma, Influenza, Nieren- u. Blasenleiden, Gicht, Zuckerkrankheit.
Nieren-Sanatorium.

Annahme für Vorwetten

Rennen zu

Breslau-S.: 30. Juni, 1., 8. Juli
Grunewald: 1., 8. Juli,
Strausberg: 5. Juli,

Crefeld: 1. Juli,
München-Riem: 1. Juli,
Dortmund: 8. Juli.

Trabrennen zu

Altona-Bahrenfeld: 1., 8. Juli.

Annahme von Vorwetten für Berlin, bei persönlich erteilten Aufträgen bis 1½ Stunde vor dem ersten programmässig angesetzten Rennen:

**Schadowstrasse 8, parterre,
Kurfürstendamm 234**

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Tauentzienstrasse 7b

Leipzigerstrasse 132
(nur wochentags)

Nollendorfplatz 7

Rathenowerstr. 3

Planufer 24

Königstrasse 31/32

Für briefliche und telegraphische Aufträge, welchen der entsprechende Geldbetrag beigelegt sein muss, Annahme bis 2 Stunden, für auswärtige Rennen Annahme persönlicher, brieflicher und telegraphischer Wettaufträge bis 2½ Stunden vor Beginn des ersten programmässig angesetzten Rennens

nur Schadowstrasse 8.

Der niedrigste Einsatz beträgt bei Sieg 5 M., bei Platz 10 M. Konten werden nicht geführt. Stallwetten, Jockey-Ritte und sog. Schiebewetten sind nicht zulässig. Bei jedem Pferd ist das gemeinte Rennen vorzuschreiben. Die Wetter unterwerfen sich den Wettbestimmungen des Union-Club, die gratis erhältlich sind.

Grunewald- Rennen.

Vierter Tag

Sonntag, den 1. Juli

nachmittags 2 $\frac{1}{2}$ Uhr

8 Rennen;

u. a.:

Flora - Rennen

Preis 25 000 M.

Gesamtpreise 82 300 M.

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 12 M.

I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.

Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. **II. Platz:** 3 M.,

Kinder 1 M. **Terrasse:** 2 M., Kinder 1 M. **III. Platz:**

1 M. **IV. Platz:** 0,50 M.

————— **Wagenkarte:** 10 M. —————

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im **Weltreisebureau „Union“**, Unter den Linden 22, und Kaufhaus des Westens, Tauentzienstr. 21—24.

Eisenbahn-Fahrpläne in den Tageszeitungen und an den Anschlagssäulen.



Soeben  erschienen:

Eisen und Blut

Band 2 des dreiteiligen Bismarck-Romans von

Karl Hans Strobl

Einband und Buchschmuck von F. Zelger, Berlin

Geheftet M. 4.50, geb. M. 6.—, Liebhaberbd. M. 9.—

Dieser zweite in sich vollkommen abgeschlossene Band des Bismarck-Romans gibt ein treues Bild der Jahre 1852–1871 und mahnt uns daran, neben dem Ruhm der neuen Helden in diesem unvergleichlich heißen Völkerringen, die alten Meister nicht zu vergessen. „Eisen und Blut“ ist ein Buch des Kampfes, in dem neben dem Tragischen des historischen Geschehens das Sonnig-Heitere in Bismarcks Natur zur vollen Geltung kommt.

Der fesselnde Lebensroman Bismarcks!

Verlag L. Staackmann, Leipzig / Vorrätig in den Buchhandlungen

Moritz Lederer:

Freund Schmock der Kritikus.

Freund Schmock! Ihr kennt ihn nicht? Den nie geborenen, oft begrabenen, ewig opponierenden Helden des Parketts? Den lieben Herrgott des Theaters und Konzerts, den Entdecker und Beschirmer aller Kunst; unter Dichtern den Dichter, unter Künstlern den Künstler; des Publikums Erzieher und Beschützer? Ihr kennt ihn nicht? Diese Blätter zeigen ihn an der Arbeit: wie er schöpft und vernichtet, gebärt und tötet, anklagt und plädiert, opponiert und räsoniert, und wie er aus Eindruck, Empfindung, Ansicht, eignen und fremden Witzes Triebstoff den Sauerteig mischt zu letzter Weisheit Formung: der öffentlichen Meinung.

Gebunden eine Mark; durch den Buchhandel oder den Xenien-Verlag zu Leipzig.

Fürstenhof Carlton-Hotel — Frankfurt a. M. —

Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Hauptbahnhof, linker Ausgang.

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! **AQUARIUM** mit Terrarium u. Insektarium.

Wiener Schloss-Restaurant

Dorotheenstr. 77-78 (im Hause Schloß-Hotel)

Erstklassige Wiener Küche

Pilsner Urquell, Siechen-Bräu □□□ Weine von Paul Eggebrecht

An die Leser der Zukunft!

Die mehrfache, unaufhaltsame Preissteigerung des Papiers, sowie die wiederholt eingetretene Erhöhung der Druckpreise und aller Herstellungs- und Betriebskosten zwingt uns, auch den Bezugspreis für die Zukunft ab 1. Juli durch den geringen Zuschlag von 10 Pfennig für das einzelne Heft und 1.— Mark für den Vierteljahrsbezug zu erhöhen.

Wir sind überzeugt, daß unsere Leser diesen kleinen Aufschlag auf den seit 25 Jahren innegehaltenen Preis gerechtfertigt finden, da ihnen ja bekannt ist, daß sämtliche Zeitungen und Zeitschriften zum Teil schon wiederholt während des Krieges im Preise gestiegen sind.

Der Preis für die Zukunft ist ab 1. Juli 1917:

**M. 6.— für den Vierteljahrsbezug
und 60 Pfennig für das Einzelheft.**

Verlag der Zukunft.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur Max Kirstein
Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
Fernpr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 14.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonparelle-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.



NITRALAMPE

"MERCEDES"

DIE HOCHEDLE
BATSCHARI
CIGARETTE

TRÜSTFREI



Für Inserate verantwortlich: Friedrich Nebhänder, Berlin-Steglitz.
Druck von Vaj & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Köpenicker Str. 66.